

## Kultur

Fortsetzung von Seite 29

## «In Bern muss man Neuerungen...»

zentrale kommt ein Café und auf den Waisenhausplatz hoffentlich eine Ersatzspielstätte. Allein diese Aufgaben wären ein Fulltimejob. Auch hätte ich nie gedacht, so lange in Provisorien arbeiten und jede Spielzeit anders planen zu müssen. Aber es gehört ja auch zu meiner Arbeit, Konzert Theater Bern in die Zukunft zu führen. Sind einmal alle Arbeiten auf den fünf Baustellen beendet, wird die Institution ganz anders dastehen.

## Dann ist aber wenigstens die Fusion mit dem Sinfonieorchester keine Baustelle mehr?

Das Zusammenspiel zwischen Orchester und Theater läuft hervorragend, das Resultat kann man hören.

## Sind also alle Konflikte vom Tisch?

Auseinandersetzungen gibts immer wieder, die gehören zum Theaterbetrieb, aber manchmal ist die Versuchung gross, sie auf die Fusion zurückzuführen.

## Mit dem Weggang von Schauspielchefin Iris Laufenberg nach nur drei Spielzeiten nach Graz war da plötzlich noch eine weitere Baustelle. Hat Sie das nicht geärgert?

Graz und ein eigenes Schauspielhaus sind eine einmalige Chance. Die muss man packen. Und es ist nun mal so, dass Leute weiterziehen, diese Erfahrung machen wir auch an anderen Stellen. Die junge Dirigentin Mirga Grazinyte-Tyla ist zum Beispiel nach knapp einem Jahr in Bern nach

## «Ich setze auf ein starkes Team. Nicht von ungefähr hiess das erste Theater, das ich gegründet habe, Teamtheater.»

Salzburg berufen worden, und der Bassist Pavel Shmulevich, der den Herzog Blaubart singt, hat sich nach zwei Jahren selbstständig gemacht.

## Kein bisschen Frust wegen solch häufiger Wechsel?

Nein, denn es macht auch Spass, neue Talente zu entdecken. Konzert Theater Bern hat auch den Charakter einer Ausbildungsstätte.

## Iris Laufenberg hatte als Leiterin des Berliner Theatertreffens einen Namen. Stephanie Gräve, ihre Nachfolgerin, ist ausser bei Insidern kaum bekannt. Bedeutet das auch, dass Sie im Sinn haben, vermehrt das Schauspiel mitzuprägen?

Bei der Neubesetzung der Schauspielerei spielte der Bekanntheitsgrad keine Rolle. Weit wichtiger ist für mich, wie stark vernetzt sie ist und dass sie in unser Vierspartenteam passt. Dieses Jahr habe ich mich bei der Wahl der neuen Schauspieler mehr eingemischt, weil mir ein starkes Ensemble sehr wichtig ist. Es ist ja das Fundament, auf dem wir aufbauen wollen.

## Ist eine Stärkung der Ensembles auch bei den andern Sparten geplant?

In einem Mehrspartenhaus müssen sich alle Sparten gleichzeitig weiterentwickeln. Beim recht kleinen Ensemble des Musiktheaters planen wir einen Ausbau, und im Tanz haben wir gute Erfahrungen mit Nachwuchstalenten gemacht. Das hat sich übrigens schnell herumgesprochen. Für die nächste Saison konnten wir unter vielen hervorragenden Kandidaten auswählen.

## Also werden keine Gaststars mit grossen Namen als Lockvögel engagiert?

Nein, bei uns entwickeln sich grosse Talente zu Stars. Die Superstars können wir uns im Unterschied zu Zürich und Basel nicht leisten. Ich setze lieber auf ein starkes Team. Nicht von ungefähr hiess das erste Theater, das ich gegründet habe, Teamtheater.

## Bei aller Liebe zur Teamarbeit: Haben Sie nicht das Bedürfnis, auch wieder einmal einen künstlerischen Sololauf hinzulegen und selber zu inszenieren?

Doch, ich freu mich, in der nächsten Saison zusammen mit Mario Venzago den «Lohengrin» zu machen.

## Im Wilden Westen der Berner Kunst

Sie sieht sich als «Dinosaurier einer untergehenden Kunstauffassung». Der Berner Publizist Fredi Lerch porträtiert einfühlsam eine ebenso flamboyante wie eigenständige Persönlichkeit: Die 86-jährige Lilly Keller.



Man nannte sie auch die «Prinzessin von Muri»: Lilly Keller. Foto: Aus dem Buch/zvg

## Alexander Sury

In Paris macht der aufstrebende kinetische Künstler Jean Tinguely Lilly Keller Ende der 1950er-Jahre das Angebot, eine private und künstlerische Beziehung zusammen einzugehen. Lilly Keller hat sich soeben von Daniel Spoerri getrennt, der damals künstlerisch noch als Tänzer unterwegs ist und von seiner Freundin verlangt, nach Darmstadt zu ziehen, dem Ort seines neuen Engagements. Zu diesem Opfer ist sie jedoch nicht bereit. Spoerri bricht alle «diplomatischen Beziehungen» ab und wird ihr nie verzeihen, dass sie ihm Tinguely vorzieht. Lilly Keller jedoch lehnt auch den «Handel» mit Tinguely dankend ab: «Ich wäre seine Muse und sein Instrument geworden und vielleicht später – wie ja dann Niki de Saint Phalle – eine weltberühmte Künstlerin.»

## Ihre «Bücher» sind das Hauptwerk

Diese Anekdote und Lilly Kellers Kommentar erhellen die Persönlichkeit der heute 86-jährigen Künstlerin gleich auf mehrfache Weise: Zum einen unterhielt sie – der man ihrer gutbürgerlichen Herkunft wegen in der Berner Kunstszene den Übernamen «Prinzessin von Muri» gab – mit vielen, später auch berühmten Künstlern ihrer Generation Liebesverhältnisse, ohne sich jedoch in die Rolle einer willig zudienenden Muse im Hintergrund zu fügen. Zum anderen hat sie nicht wie ein Tinguely, ein Spoerri, ein Sam Francis oder eine Meret Oppenheim, mit der sie eine Zeitlang eng befreundet war, vom Weltruhm gekostet, sondern ist heute höchstens eine regionale Grösse.

Ihr Schicksal sei es gewesen, schreibt der Publizist Fredi Lerch, «zur blossen Weggefährtin jener verkleinert zu werden, die den internationalen Durchbruch nachhaltiger geschafft haben als sie». Eine missgünstige, von Bitterkeit durchdrungene Person ist diese Lilly Keller jedoch nicht, im Gegenteil. In jungen Jahren sei sie ein «wildes Tier» gewesen und später nur langsam ein Mensch geworden. Fredi Lerch hat in den vergangenen Jahren intensive Gespräche mit Lilly Keller geführt – Gespräche, die meist in Montet ob Cudrefin stattfanden, dort wo sich Lilly Keller mit ihrem 2008 verstorbenen Lebenspartner Toni Grieb in einem alten Waadtländer Bauernhaus eine Wohn- und Lebenslandschaft geschaffen hat mit einem Park voller seltener Bambusarten und Nadelbäumen aus der ganzen Welt. Dieser Ort firmierte lange als «Wilder Westen der Berner Kunstszene», ein offenes Haus, in dem einige temporäre Zuflucht fanden und zuweilen auch ziemlich rauschende Feste gefeiert wurden.

Nach Anfängen als Malerin wandte sie sich der Textilkunst zu und schuf bis 1984 viele Tapisserie-Werke; gleichzeitig bedeutet die Wahl dieses Materials auch, dass sie mit dem despektierlichen Stempel «Frauenkunst» leben musste. An der Webtechnik faszinierte sie, dass alles

Schummrige wegfalle und nur noch die Form da sei. Sie hat später mit Glas gearbeitet, mit Metall und Polyurethan. Als ihr zentrales Werk bezeichnet sie aber die über 70 Bände angewachsenen selbst gestalteten Bücher – ein papierener Raum der Reflexion und des Experiments –, die als unverkäuflich deklariert und noch nie ausgestellt worden sind. In ihrem Kunstwerk von Park ist sie bis heute als «Lumpensammlerin» unterwegs und findet immer wieder Anregungen für künstlerische Prozesse. Ihre Produktivität über sechs Jahrzehnte ist beeindruckend, über 2000 Werke sind aufgeführt, seit 1957 dokumentiert ist ihre Werke fotografisch.

Fredi Lerch erzählt dieses vielfältige Leben nicht chronologisch, er pendelt dramaturgisch gekonnt zwischen Lebensbeschreibung und Werkmonografie und lässt Lilly Keller ihre existenzialistische und gleichzeitig pantheistisch geprägte Lebensphilosophie im Dialog mit dem Autor anschaulich und scharfsinnig entfalten; sie zitiert ihre Freundin Meret Oppenheim mit dem Satz: «Die Freiheit wird einem nicht gegeben, man muss sie sich nehmen.»

## Heute dominiert die «Wunst»

Die noch im hohen Alter eine fast elfenhafte Jugendlichkeit ausstrahlende Lilly Keller hat nach dem Besuch der Documenta 13 in Kassel eine weit verbreitete Copy-Paste-Kunst festgestellt: «Es sind Versuche, zu einem Kunstwerk zu kommen, ohne sich selbst in das Werk einzubringen, ohne sich als Person durch die sichtbare Übersetzungsarbeit zu exponieren, allein durch Artistik zum Werk zu kommen.» Sie schlägt ein neues Wort dafür vor: «Wunst» als Ausdruck für den paradoxen Wunsch, dass die gezeigte Realität Kunst sei. Für Lilly Keller selber, die zwischen 1976 und 1983 jeden Winter mit einem Freund im orangen VW-Bus monatelange Reisen bis nach Afghanistan und durch die Sahara unternahm, ist diese «Übersetzungsarbeit» unabdingbar. Kunst ohne diesen Willen zum Eigenen könne nie Kunst sein, sagt sie, die sich als «letzten Dinosaurier einer untergehenden Kunstauffassung» bezeichnet. Als Reaktion auf ihre (Seh-)Erfahrungen in Kassel formuliert sie die Idee zu einer «Kleinen Documenta»: Sie würde ein Riesengelände mieten, darauf eine gigantische Kehrlicht-Fressmaschine stellen, die nachgebauten Hauptwerke der «grossen» Documenta mit Camions an diese Richtstätte bringen, auf ein Fliessband kippen und unter Abspielen einer quietschend-krächzenden Tonkulisse zerhäckseln lassen. Der Titel der Veranstaltung lautete: «Kunstkonsumapokalypse».

Fredi Lerch: «Lilly Keller. Künstlerin. Literarisches Porträt». Vexer Verlag, St. Gallen, 2015, 256 S., 64 ganzseitige Bildmontagen, 38 Fr. Am 14. Juni strahlt SRF 1 in der Sendung «Sternstunde» einen Film über Lilly Keller aus.

## Eine Erbschaft, die vorerst nur kostet

Wegen der Causa Gurlitt weist das Kunstmuseum Bern für 2014 eine halbe Million Franken Verlust aus.

## Alexander Sury

Eigentlich war es ein erfreuliches Jahr für das Kunstmuseum Bern: Die Zuschauerzahlen entwickelten sich 2014 mit insgesamt 111 000 Eintritten (2013: 105 000) trotz des Fehlens eines veritablen Publikumsmagneten zufriedenstellend. Von den Wechselausstellungen zog die Schau «Sesam öffne Dich? Meisterwerke aus der Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte» mit rund 43 000 Eintritten am meisten Besucher an. Im Bereich der Drittmittel wie Sponsorengelder konnte ein markanter Zuwachs von rund 40 Prozent auf 1,83 Millionen Franken verbucht werden. Ein satter Gewinn von 306 000 Franken wäre deshalb zu vermelden gewesen (2013: 23 000). Und dennoch war 2014 eben kein normales

Jahr: Ausgewiesen wird unter dem Strich ein Verlust von über einer halben Million Franken.

## Bisher nur Auslagen

Das Kunstmuseum hat seit dem 7. Mai 2014 – dem Tag, als bekannt wurde, dass der deutsche Kunstsammler sein gesamtes Hab und Gut, insbesondere aber seine rund 1500 Werke umfassende Kunstsammlung, dem Berner Kunstmuseum vermacht – bei der Abwicklung der Erbschaft Gurlitt bisher nur Auslagen gehabt. In der Erfolgsrechnung für das Jahr 2014 werden 830 000 Franken für kunsthistorische und rechtliche Abklärungen aufgeführt.

Noch ist das Verfahren bekanntlich hängig: Das Amtsgericht München hat Ende April an seiner Entscheidung festgehalten und die Erbsprüche der Cousine von Cornelius Gurlitt, Uta Werner, auf die Kunstsammlung abgelehnt. Nun muss das Oberlandesgericht München entscheiden, ob das Erbe definitiv an das Kunstmuseum Bern geht. Die Chancen stehen nach wie vor sehr gut.

Das entstandene Defizit kann das Berner Museum aus den Reserven decken, wie Direktor Matthias Frehner gegenüber der «Berner Zeitung» erklärte. Auf den von der Mäzenin Ursula Streit gesprochenen Millionenbetrag für die Aufarbeitung des Gurlitt-Erbes kann dagegen erst zurückgegriffen werden, wenn nach einem endgültigen Entscheid zugunsten des Kunstmuseums die angekündigte Berner Forschungsstelle mit ihrem designierten Leiter, dem Kunsthistoriker Oskar Bätschmann, ihre Arbeit aufnehmen wird.

## Sanftere Gemäldetransporte

Stiftungspräsident Christoph Schäublin bestätigte im Jahresbericht auch, dass die Bauarbeiten für das «Projekt Inhouse» – es sieht eine Erweiterung der Ausstellungsfläche für die Gegenwartskunst vor – nach dem Auszug des Instituts für Kunstgeschichte voraussichtlich 2018 beginnen werden. Abgesehen vom «courant normal» und im Schatten der Causa Gurlitt verfolgt das Kunstmuseum noch zwei andere grössere

Projekte: So wurde mit der aufwendigen Konservierung und Restaurierung von zwölf Altartafeln von Niklaus Manuel begonnen. Und in Zusammenarbeit mit der Hochschule der Künste Bern (HKB) hat das Kunstmuseum Bern einen Spezialbehälter entwickelt, der Gemäldetransporte mit nachweislich geringeren Erschütterungen ermöglicht. Laut Kunstmuseum-Direktor Matthias Frehner wird diese Innovation international mit grossem Interesse verfolgt. Unter den Neueingängen 2014 ragt die Schenkung eines der bedeutendsten Landschaftsgemälde («Herbst», 1938) des französischen Expressionisten Georges Henri Rouault heraus.

Eine Besucherumfrage, die während der Ausstellungen zu Augusto Giacometti und Augst Gaul durchgeführt worden war, ergab unter anderem, dass rund 34 Prozent der Besucher aus der Agglomeration Bern kommen (Ausland: 18 Prozent), Senioren fast die Hälfte des Publikums ausmachen und weitaus mehr Frauen (62 Prozent) als Männer ins Berner Kunstmuseum gehen.